

# Lebenserinnerungen eines Haggengässlers (1879-1913)

Autor(en): **Bischofberger, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Innerrhoder Geschichtsfreund**

Band (Jahr): **49 (2008)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-405439>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

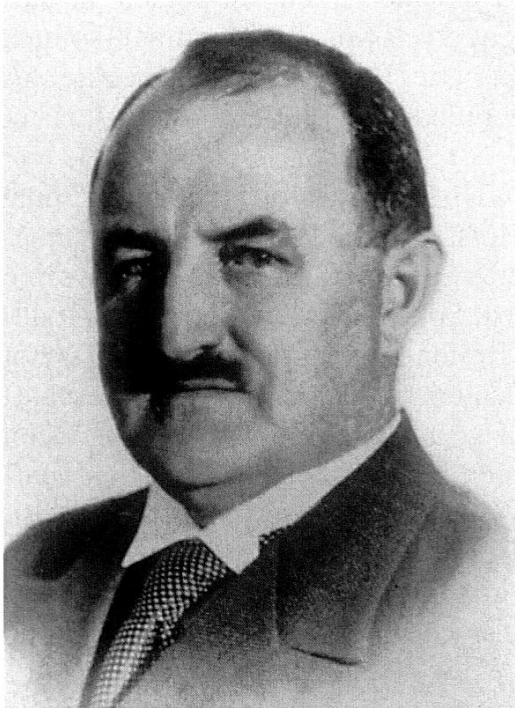
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Lebenserinnerungen eines Haggengässlers (1879-1913)

Wilhelm Bischofberger (1879-1952)



*Wilhelm Bischofberger<sup>1</sup> ist der Nachkomme einer Familie, die zwei Landammänner gestellt hat. Landammann war sein Ururgrossvater und dessen Sohn, Karl Franz Anton (1739-1807)<sup>2</sup> und Karl Franz Joseph Anton Bischofberger (1765-1826)<sup>3</sup>. Auch sein Grossvater, Johann Fortunat Jakob Bischofberger (1806-1863), bekleidete nach seiner Rückkehr aus sizilianischen (neapolitanischen) Diensten in seinem Heimatkanton ein wichtiges Amt, nämlich dasjenige des Kirchenpflegers von Appenzell.<sup>4</sup>*

*Der Autor des folgenden Textes ist der Sohn des Bildhauers Wilhelm Bischofberger (1846-1896)<sup>5</sup> und der Maria Antonia Streule (1859-1930)<sup>6</sup>, der Tochter von Siechen- und Armenpfleger Johann*

*Baptist Streule (1829-1883)<sup>7</sup>. Die Familie wohnte bis zum Jahre 1897 in Appenzell im Haus «Brüggli», das an der Weissbadstrasse oder am Anfang der Haggengasse, wie man früher auch sagte, gelegen ist.*

*Nach Abschluss der Schulzeit erlernte «Bröggli-Wilhelm» bei seinem Vater die Bildhauerei und besuchte danach in Zürich die Kunstgewerbeschule, der er aber aus Enttäuschung nach nur zwei Semestern den Rücken kehrte. Auf seinen Wanderungen, so in deutschen Landen, liess er sein erworbenes Können anwenden und mehren.*

*Nach Hause zurückgekehrt, führte er im Hause seiner Grossmutter das Geschäft seines verstorbenen Vaters weiter. Im Jahre 1902 liess er gegenüber vom «Brüggli» sein eigenes Haus erbauen, in das er im Oktober dieses Jahres Theresia Fässler (1880-1942)<sup>8</sup>, eine Tochter des Maurermeisters und späteren Landesführers Franz Fässler (1845-1926)<sup>9</sup>, als seine Ehefrau einführte. Der Ehe entsprossen zwei Söhne und eine Tochter.<sup>10</sup>*

*Obwohl er sein Geschäft noch durch den Handel mit Altertümern beträchtlich erweiterte, war die Existenzgrundlage für die junge Familie unbefriedigend. An dessen Stelle wurde daher am 28. April 1912 die «Säntis-Drogerie» eröffnet. Bischofberger hatte sich dazu vorher in Kriens bei einem befreundeten Apotheker die notwendigen Kenntnisse geholt. Zudem wurde er im folgenden Jahre auch zum kantonalen Lebensmittelinspektor gewählt, dieses Amt hatte er bis ins Jahr*

1952 inne. Noch viele Jahre später wunderte er sich darüber, wie er damals das alles fertig gebracht hatte.

Bis zum Jahre 1913 hat «Bröggli-Wilhelm» seine Lebenserinnerungen schriftlich festgehalten. Sie werden im Folgenden mit freundlicher Erlaubnis von Herrn Willi Bischofberger<sup>11</sup>, einem Enkel des Autors, abgedruckt. Es ist die Geschichte eines Teiles seines Lebens und des Lebens seiner Familie, seiner Umgebung. In seinen «Erinnerungen» zielt er auf mehrere Episoden und Ereignisse aus seinem Erlebnisschatz. Es ist so eine interessante wie unterhaltsame Geschichte entstanden.

Seine vielfältigen Kenntnisse und Erfahrungen stellte Bischofberger auch der Öffentlichkeit zur Verfügung. Sie alle hier zu erwähnen, würde zu weit führen. Es seien im Folgenden in Stichworten aber nur einige seiner wichtigen Verdienste erwähnt.

Ratsherr Wilhelm Bischofberger wurde 1918 im Bezirk Schwende zum stillstehenden Hauptmann gewählt. Danach war er dort von 1921-28 regierender Hauptmann. Unter seiner Ägide wurde die Sonnenhalbstrasse gebaut. An der Landsgemeinde von 1928 wurde er als Armleutsäckelmeister in die Standeskommission gewählt. Dieses Amt versah er in seiner weitherzigen und gütigen Art ganze 17 Jahre lang, also in der Krisenzeit der 1930er Jahre und während des Zweiten Weltkrieges. Speziell hervorgehoben werden im Nekrolog für diese Zeit seine regen Interessen wie auch unkompliziert klares und selbständiges Denken.

Daneben bekleidete «Bröggli-Wilhelm» in seinem Wohnort aber auch noch andere politische Ämter: Schulrat (1929-39), Kirchenrat (1927-47) und Kirchenpfleger (1947-52). Zu erwähnen bleibt hier auch seine Tätigkeit in den Verwaltungen der Korporationen Wilder Bann, Schwende, Gemeinhölzli (Unterrain) und Forren. Der Rhode Lehn war er viele Jahre hindurch Kassier und von 1947-52 Präsident.

Bischofberger war zu seinen Lebzeiten einer der aktivsten Förderer des Fremdenverkehrs. Er führte in Appenzell völlig uneigennützig das erste Fremdenbüro, verteilte oder verschickte Prospekte und erteilte Auskünfte. Die Bestrebungen des Heimatschutzes und der Trachtenpflege fanden in ihm einen unermüdlichen und sachkundigen Förderer. Auch im Historischen Verein Appenzell hat er sich betätigt, dort war er in der Kommission Beisitzer (1908-12, 1922-29) und um das Kassawesen (1912-22) besorgt. In «seinem» Infanterie-Schützenverein Appenzell versah der begeisterte Schütze viele Jahre lang das Aktuariat; er war auch Präsident des Kantonalen Schützenvereins (1929-31).

Mit seinem angenehm klingenden Bariton hat er dem Kirchenchor von 1898 bis zum Anfang der 1930er Jahre gute Dienste geleistet, von 1917-19 hat er diesen Verein sogar als Präsident geleitet. Aber manch heiteres Lied und schmissiges Couplet klang auch aus der Kehle des fröhlichen Gesellschafter. Ebenso hat er selbst Verse geschmiedet und Gelegenheitsgedichte geschrieben.

(AW)

- 1 Über ihn: AWG, S. 23; *Signer* Jakob, Chronik der Appenzell I.-Rh. Liegenschaften, in: AGbl 7 (1945), Nr. 8, S. 4; AV 77 (1952), Nr. 180 vom 22. Nov., S. 2; AvA 46 (1952), Nr. 5 vom Nov., S. 2; *Steuble* Robert, in: IGfr. 1 (1953), S. 53-54; *Rechsteiner* Albert, in: AJb 80 (1952), S. 60-61; *Sutter* Carl, Die Standeskommission des Kantons Appenzell Innerrhoden. Kurze Biographien der Mitglieder der Standeskommission von Appenzell Innerrhoden von 1873-1988, in: IGfr. 31 (1988), S. 31-122, hier S. 48, S. 81; *Bischofberger* Hermann, Rechtsarchäologie und rechtliche Volkskunde des eidgenössischen Standes Appenzell Innerrhoden. Ein Inventar im Vergleich zur Entwicklung anderer Regionen, 2 Bde. (= Innerrhoder Schriften, Bde. 8.1 u. 8.2), Diss. iur., Appenzell 2000, S. 254; *Bischofberger* Hermann, in: HLS, Bd. 2, Basel 2003, S. 461, auch in: URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5595.php> (Version vom 18. Dez. 2008).
- 2 Über ihn, Landammann und Pannerherr von 1784-1807: *Bischofberger* Hermann, in: HLS, Bd. 2, Basel 2003, S. 460 (mit Lit.), auch in: URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D4435.php> (Version vom 7. Dez. 2008). Vgl. auch: *Bischofberger*, Rechtsarchäologie (wie Anm. 1), S. 1039 (Reg.).
- 3 Über ihn, Landammann und Pannerherr von 1808-1826: *Bischofberger* Hermann, in: HLS, Bd. 2, Basel 2003, S. 460-461 (mit Lit.), auch in: URL: <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D5696.php> (Version vom 7. Dez. 2008). Vgl. auch: *Signer*, Chronik (wie Anm. 1), in: AGbl 2 (1940), Nr. 10, S. 2-3; *Bischofberger*, Rechtsarchäologie (wie Anm. 1), S. 1039 (Reg.).
- 4 Über ihn, Kirchenpfleger von 1845-59: AWG, S. 23; *Signer*, Chronik (wie Anm. 1), in: AGbl 2 (1940), Nr. 8, S. 2 u. 7 (1945), Nr. 8, S. 2; AV 10 (1885), Nr. 12 vom 11. Febr., S. 3 (Nekrolog von Bischofbergers Witwe, Barbara Josefa Emilia Sutter [1818-1885], «Neuhaus-Frau»); *Bischofberger*, Rechtsarchäologie (wie Anm. 1), S. 554.
- 5 Über ihn: AV 21 (1896), Nr. 69 vom 26. Aug., S. 3; *Signer*, Chronik (wie Anm. 1), in: AGbl 7 (1945), Nr. 8, S. 2; *Bischofberger*, Rechtsarchäologie (wie Anm. 1), S. 714.
- 6 Über sie: AvA 24 (1930), Nr. 42 vom 18. Okt., S. 2.
- 7 Über ihn, Siechen- und Armenpfleger 1868-72 und Kantonsrichter von 1872-83: AV 8 (1883), Nr. 81 vom 10. Okt., S. 3 u. Nr. 82 vom 13. Okt., S. 2; Freier Appenzeller 6 (1883), Nr. 81 vom 10. Okt., S. 1 u. 3; AWG, S. 328; *Signer*, Chronik (wie Anm. 1), in: AGbl 7 (1945), Nr. 8, S. 4.
- 8 Über sie: AV 67 (1942), Nr. 108 vom 13. Juli, S. 2.
- 9 Über ihn, Landesfähnrich von 1904-13: AV 51 (1926), Nr. 38 vom 30. März, S. 3; AWG, S. 69; *Sutter*, Standeskommission (wie Anm. 1), S. 63; *Signer*, Chronik (wie Anm. 1), in: AGbl 2 (1940), Nr. 20, S. 2 u. 6 (1940), Nr. 16, S. 3.
- 10 Zivilstandsamt Appenzell: Familienblätter, Bd. 13, Nr. 292.
- 11 Weinmangasse 104, Küsnacht.

In einer Sonntagnacht weckt mich mein Grosskind Bruno, streicht mir sanft die Wange und sagt: «Ich muss «Bisi» machen.» Nachdem er seine Sache gemacht hat, springt er mit einem Satz in das Bett und drängt mich: «Grossvater, verzeihst mir es Gschichtli» – «Ja. von was?» – «Vo dir, wo d'no es Chind gsi bist.» Nein, jetzt wird geschlafen

Der Kleine schläft sofort ein, und wie ich in sein liebes, lächelndes Gesicht schaue, denke ich: «Schreib doch einmal aus deinem Leben nieder, was später deine Grosskinder interessieren könnte.» So sei es.

Ich wurde am 2. August 1879 geboren. Mein Vater, Wilhelm «Hermann» Bischofberger, war damals 33 Jahre alt und meine Mutter 20. Die Eltern meines Vaters wohnten im «Neuhaus», Alte Post, und waren kurz vorher aus Neapel



Die Familie von Wilhelm Bischofberger (1846-1930) und Maria Antonia geborene Streule (1859-1930) mit ihren Kindern (v.l.n.r.): Emil (\*1886), Hermann (\*1894), Wilhelm (\*1879), Emilia (\*1880) und Albert (\*1894).

heimgekommen. Mein Grossvater, Fortunat Bischofberger, war ein Sohn von Landammann Dr. «Karl Franz Joseph Anton» Bischofberger und in neapolitanischen Diensten Offizier und Verwalter einer Festung unter dem Vesuv. Seine Frau, Josefa Emilia Sutter, war eine Sutter vom «Schloss». Diese Grossmutter habe ich gut gekannt. Sie gab mir, wenn ich in das «Neuhaus» kam, immer etwas Zuckerzeug. Mein Grossvater mütterlicherseits war Pfleger Johann Baptist Streule. Er wohnte vis-à-vis von unserm Haus im «Brüggli». Er war in vielen Beamtungen und spielte als konservativer Politiker eine grosse Rolle. Die Grossmutter, Maria Antonia Streule, hiess wie meine Mutter, war eine herzensgute Frau und starb im Alter von 88 Jahren als Urgrossmutter. Von dieser habe ich vieles zu erzählen. Bei Grossvater Streule war ich als vierjähriger Knirps ein gern gesehener Gast. Ich ging alle Tage dorthin, hatte er doch damals im Stall ein «Rössli». Mit seinem

altmodischen «Chaisli» sah ich ihn viel ausfahren. Er nahm mich vielmals auf seine Knie und spielte «Rite, rite Rössli». Seinen silbernen Degen aus spanischen Diensten hat er mir vermacht. Auch eine goldene Spindeluhr, so dick wie ein kleiner Biberfladen, hat er auch mir versprochen. Dieser Grossvater und die Grossmutter im «Neuhaus» starben im Jahre 1883, als ich vier Jahre alt war.

Meine Taufpaten will ich noch erwähnen, es waren dies Hermann Bischofberger, Uhrmacher, und Lena Fässler im «Rot-Tor». Sie war eine bekannte, gute Altsängerin und weit herum bekannt.

Nach und nach gab es bei uns im «Brüggli» Zuwachs. Eine Schwester und drei Brüder kamen alle nach mir zur Welt. Ich musste dann vorerst in die Kleinkinderschule im heutigen Mesmerhaus, wo Frau Rechsteiner und Fräulein Neff als Lehrerinnen wirkten. Dann kam ich in die erste Klasse zum alten Lehrer Rohner. Musste der Lehrer hie und da an Tanzanlässen aufspielen, so kam seine Tochter Berta und hielt dann Schule, die uns Buben viel besser passte als der alte Lehrer. Kaplan Bischofberger und Kaplan Zünd hielten Religionsunterricht. Kaplan Zünd war damals von der Jugend sehr gefürchtet, da er in seinem Wesen etwas schroff war und, wenn er von uns Buben provoziert wurde, gerne von seinem Stock Gebrauch machte. Ich mochte ihn gut leiden. Er war mir immer gut. Noch als Pfarrer von Gonten besuchte ich ihn.

Vom «Brüggli», meinem Geburtshaus, möchte ich berichten, dass das Haus damals an der vorderen Seite und gegen die Weissbadstrasse, oder wie man früher sagte gegen die Haggengasse, von einem schönen, alten Birnbaum umkränzt wurde. Viele kleine Fenster, neun Stück an einer Reihe, brachten viel Licht in die grosse Stube. Ein mächtiger Kachelofen mit einer Stiege und einer gewaltigen Kuppel strömte im Winter seine Wärme aus. Wir Kinder oder Nachbarskinder hockten im Winter zu dreien oder vierten auf dem warmen Ofen. Die Kammern

Das Haus «Brüggli», Weissbadstrasse 10, in seinem heutigen Zustand, Aufnahme vom 9. Mai 2006.



waren alle auch sehr geräumig. In der Küche stand ein grosser Herd mit vier Löchern, wovon zwei für die hintere Stube reserviert waren. Dort hauste damals der alte «Mohrli» mit seiner Frau, dem «Tortenbächere Lisebethli». Diese verstand es wie keine Zweite, Gleichschwere zu backen, welche sie auch für fremde Leute fabrizierte. Ich gab mir deshalb alle Mühe, mit dem Lisebethli auf gutem Fusse zu stehen. Ihr Mann, der «Mohrli» (Signer), war ein alter Brummbar, den wir fast fürchteten. Er besorgte bei uns die landwirtschaftlichen Arbeiten. Die Liegenschaft «Brüggli» hatte damals noch mehr Boden. Es ging bis «Wagner Rempflers», und das Stück Boden, wo heute Zahnarzt Widmers Haus steht, wie auch der Garten von Karl Breitenmoser gehörten auch dem «Brüggli».

In der Küche buk also das Lisebethli ihre Gleichschwerfische und Törtchen. Jedes Mal hat sie für mich ein kleines Törtchen reserviert. Ich musste vielmals in der Küche hantieren. Kaffee machen und aufwaschen musste ich schon, als ich nicht einmal die Pfannen in das Herdloch bringen konnte, ohne einen Stuhl zu gebrauchen. Das Lisebethli nahm mir manchmal die Pfanne ab, wenn ich sie, mit Milch oder Kaffee gefüllt, fast nicht mehr im Herdloch nehmen konnte. Es spielten sich in der Küche oft böse Szenen ab, wenn das eine der Geschwister aufwaschen und das andere Geschirr trocknen sollte, und gewöhnlich das eine gerade das tun wollte, was das andere schon angefangen «hat». Es gab da manche Waschfetzenschlacht, sogar einmal eine mit Verletzungen eines Partners.

Von der Küche kam man durch eine Türe in das Hinterstübchen und durch die andere in das so genannte Vorzimmer. Hier stand ein grosser Schiefertisch, an den Wänden hingen alte Porträts, die noch heute in meinem Besitze sind. Im zweiten Stock waren die Schlafzimmer, weiter oben noch zwei grosse Kammern und der grosse, geräumige Estrich. Das war der Tummelplatz für uns Kinder bei schlechtem Wetter. Hier konnte man «Vertschlüfismachen» wie in einem alten Schlossgebäude. Hier oben grinsten aus finstern Löchern Figuren aus Holz geschnitzt in allen Lebensgrössen. In einer Kammer waren lauter alte «Spinnrädli», ganz und defekt, aufgestapelt. In der vorderen Kammer, der Zeichnungskammer, lagen Zeichnungen und Zeitschriften herum. In einer weiteren Kammer schliefen die Gesellen oder Lehrbuben, dies war die Gesellenkammer. Eine weitere Kammer hiess Sennenkammer, wo die Sennen hausten, wenn sie um das Heu zu ätzen ins «Brüggli» kamen. Diese Sennen brachten oft viel Freude in das Haus, besonders die «Franzsepbueben», die mit einer Handorgel aufrückten. Im «Brüggli» war keine Käsereieinrichtung, es bestand aber ein bebrieftes Recht, im Gringel zu käsen. Am Haus angebaut befand sich der Stall, d.h. der kleine Stall. Als kleiner Knirps durfte ich auch beim so genannten Öberfahren den Sennen helfen. Ich war nicht wenig stolz auf die gelben Hosen, das rote «Libli» und den beschlagenen Hosenträger. Nebst den «Franzsepbueben» hatten wir als Sennen den Kantonsrichter Schai, «Lenggenfrenz», und den Inauen, «Gäbi» im Ziel. Vom «Gäbi» kaufte dann der Vater eine Kuh und einen Jäger, und die Landwirtschaft wurde selbst betrieben. Hievon später, ich bin ja erst in der ersten Klasse.

Zuerst will ich aber von meinen Eltern berichten, bevor ich wieder mit meinen Heldentaten fortfahre.

Mein Vater war allbekannt als ein «leiige, freie Ma». Man nannte ihn «Bröggli-Wilhelm». Er war nicht gar gross, untersetzt, mit breiter Brust und starkem Rücken. Er trug meistens einen Bart, hatte ausserordentlich viel Sinn für stille Häuslichkeit, ging nicht viel aus und lebte «bei» seiner Familie. Als junger Mann ging er in St. Gallen in die Klosterschule und war sehr tierfreundlich. Einmal, so erzählte er, hatte er in seinem Internatszimmer ein paar lebendige Salamander in einem Krug und sammelte für diese Tierlein Fliegen und Mücken. Als er in die Ferien nach Hause ging, vergass er seine Salamander. Als er sein Zimmer in St. Gallen nach den Ferien wieder betrat, waren seine Salamander alle eine stinkende Sauce in dem Krüge, wo er sie vergessen hatte. In Stäfa machte mein Vater eine Lehre als Goldschmied, zog dann auf die Walz und schaffte dann bei einem Goldschmied Weber in Lörrach, wo er auch gravieren lernte. Wieder daheim fing er ein eigenes Geschäft an, die Esse befand sich in der Waschküche im «Brüggli». Dieser Beruf brachte aber zu wenig Verdienst, so dass er später bei Bildhauer Klarer eine Lehre als Bildhauer absolvierte. Als Bildhauer ging er dann in München zur Schule, um sich im Berufe weiter auszubilden. Er wollte sich auf die Kirchenbaukunst vorbereiten. Er lernte dort modellieren und befasste sich mit dem Stechen von Figuren. Wieder daheim fing er sein Geschäft als Bildhauer an und gravierte den hiesigen Goldschmieden verschiedene Arbeiten, die sie ihm gebracht hatten. Als Bildhauer betrieb er mit seinem Lehrbuben Johann Anton Neff, «Schmeddehastöni», sein kleines Geschäft. Er hat für verschiedene Kirchenfiguren und Altäre geschnitzt, ging dann aber über auf die Reparaturen von antiken Möbeln und betrieb auch Antiquitätenhandel. Die Mutter hatte alle Hände voll zu tun, um mit den fünf Kindern, später auch noch mit drei bis vier Gesellen und Lehrbuben, auszukommen. In den 1890er Jahren wurde dann der eigene Landwirtschaftsbetrieb aufgenommen, mit zwei Kühen, zwei Jungtieren und zwei bis drei Ziegen und namentlich mit der Schweinezüchterei. Hievon später mehr.

Ich kam nun in die zweite Klasse wieder zum alten Lehrer Rohner und dann in die dritte Klasse zum Lehrer Brander. Bei der vierten Klasse kam ich zu Lehrer Büchler in das Alte Mesmerhaus und dann 1892, anlässlich der Einweihung des neuen Schulhauses in der Hofwiese, zu Lehrer Ferdinand Rohner. Im ersten Zeugnis erhielt ich lauter Einser. Auch in der sechsten Klasse bei Lehrer Wild war ich immer einer der ersten Schüler. Zu Hause musste ich viel lernen, trotzdem ich nach der Schule in der Küche und in der Landwirtschaft immer mithelfen musste. Von der vierten Klasse an wurde ich dann Gesangbub, wobei damals durch die Gesangbuben viel mehr geleistet werden musste als heute. Nicht nur bei Seelämtern, sondern auch an kleinen Festtagen mussten wir die Messe singen. Im Chor der Pfarrkirche befand sich damals ein kleines «Örgeli» direkt über den heutigen Chorstühlen. Durch die Wendeltreppe kam man zum «Örgeli», das der alte Rohner spielte. In der Rorate sangen wir das «Ave Maria», wobei



ich während vier Jahren das Sopransolo sang und alle Jahre von der reichen «Kreuz»-Wirtin ein Geschenk bekam, indem sie sagte: «Der Wilhelmlı singt wie ein Engeli.» Und der Wilhelmlı war doch kein Engel. An der Bundesfeier von 1891 wurde von den Schülern der Rütlichwur aufgeführt, wo ich als Niklaus von Flüe auch mitmachen durfte.

Dann kam die Realschulzeit bei Professor Lehner für zwei Jahre. In dieser Schule wurde bekannterweise viel, ja sehr viel Allotria betrieben. Es gäbe da ein Buch zu schreiben über all die dummen Streiche, die dem Professor geleistet wurden. Ich darf aber behaupten, dass ich mich nicht unter jenen befand, die dem Lehrer so viel zu schaffen gaben. Ich lernte in der Schule und zu Hause, so dass ich auch hier zu den besten Schülern gehörte. Französisch, Naturkunde, Geographie und Geschichte waren meine Lieblingsfächer.

Eine Episode aus dieser Zeit darf ich nicht vergessen. In der «Lank» brannte damals eine Scheune nieder (d.h. am 12. März 1893, Brand von Haus und Stall der Liegenschaft «Franzistlis Xaveris» in Rapisau; Anm. d. Verf.). Alles Vieh kam in den Flammen um. Wir Schüler gingen nach Schluss der Schule alle in die «Lank», wo wir vom angebrannten Fleisch nach Bubenart wegschnitten und assen. Ich hätte nach der Schule sofort heimgehen sollen, es gab dadurch eine Verspätung von sicher zwei Stunden. Zu Hause ging ein Donnerwetter los, wie ich noch nie ein solches erlebt hatte. Mein Vater prügelte mich so stark durch, dass die Grossmutter Einhalt gebieten musste. Ich hatte nicht geglaubt, dass der Vater so zornig werden konnte.

Grosse Freude erlebten wir in der Realschule beim alljährlichen Theaterspielen. Einmal erhielt ich die Hauptrolle des Grafensohnes und musste auf der Bühne meiner Schwester, d.h. der Grafentochter, einen Kuss geben. Ich wurde bei diesem Akt jedes Mal rot bis über die Ohren. Diese Theaterschwester wurde später meine Schwägerin, «Bäsi Marie».

Von den Gesangbuben habe ich erst erzählt, was wir leisten mussten. Auch schöne Tage gab es für die Gesangbuben, nämlich das Eierbetteln. Mit blauen Übermänteln angetan ging es von Haus zu Haus, wo wir sangen: «Was genderis zo Ostere is heilig Grab.» Es traf für jeden Gesangbuben im Jahre zirka 120 Eier und 35-40 Franken, was als Entgelt für ihr Singen betrachtet wurde. Wenn ein Bauer uns abwies, wurde nicht selten in den Hühnerstall eingeschlichen, was zwar absolut nicht erlaubt gewesen wäre, uns aber von den Vorgängern ernsthaft angeraten wurde. Denn sie sagten, die Bauern seien verpflichtet, uns etwas zu geben. Die meisten Leute begrüsst die «Osterebuebe», wie wir genannt wurden, als frohe Frühlingsboten.

Einen Fastnachtsbrauch habe ich auch mitgemacht. Einige Schulbuben taten sich zusammen, um in Fastnachtskleidern mit einer gemalten Tafel unter anderem eine Art Schnitzelbank oder eine Schauermär von Dr. Eisenbart vorzutragen. Dabei ging es von Haus zu Haus, und es brachte uns Buben jeweils einige Franken ein.



In der Bildhauerwerkstatt (v.l.n.r.): Albert Eberle, Jakob Signer (1877-1955), der spätere Heraldiker, Wilhelm Bischofberger sen. (1846-1896), unbekannt, Wilhelm Bischofberger jun. (1879-1952) und Johann Anton Neff (1865-1927), «Schmette-Hastöni», ca. 1895.

Nun aber zurück in das «Brüggli». In den 1890er Jahren war im «Brüggli» meistens Hochbetrieb. In der Boudik des Vaters standen ein paar Werkbänke. Da schaffte der «Hastöni» (Bildhauer Neff), der kleine bucklige «Gehershampedist», dann kamen Lehrbuben, so Gustav Frei, Uli Loo-ser, Badist Holenstein, Jakob Signer (Heraldiker), Albert Eberle und Josef Bürgi. Gustav Frei wurde ein beachtenswerter Bildhauer, der dann in Zürich eine Werkstatt mit zehn bis zwölf Arbeitern hatte. Dieser hat damals von St. Urban in England das berühmte Chorgestühl zurückgeholt und in der Heimat aufgestellt. Sogar ein Graveurlehrling war bei meinem Vater in der Lehre. Verschiedene Schreiner wurden ebenfalls beschäftigt. Die Arbeit bestand meistens in der Aufbesserung und der Erstellung von Antikmöbeln aller Art, die in alle Welt verschickt wurden. Zuerst wurde für einen Antiquar Widmer in Wil gearbeitet, der uns ganze Wagenladungen mit alten, zum grössten Teil reparaturbedürftigen Möbel zu-

schickte. Gar schöne Buffets wurden aus eingelegten Truhen zusammengestellt. Im Schloss Kyburg habe ich später einmal ein solches, das aus unserer Werkstatt stammte, gesehen.

Nicht nur in der Werkstatt des «Brüggli» gab es damals Betrieb, sondern auch im Stall und in der Remise. Im Stall standen zwei Kühe und zwei bis drei Jungtiere. Als einmal eine Kuh zwei Kälber geworfen hat, kam das halbe Dorf zu uns, um die Kälblein zu streicheln. Zwei bis drei Geissen hatten wir ebenfalls. Eine davon hatte einmal einen grossen Hafen voll Nussbaumbeize ausgesoffen, so dass die kleinen Geschwister meinten, die Ziege gebe jetzt dann braune Milch. Im Schweinestall hatten wir viel Glück. Drei Zuchtschweine und eine grosse Zahl Ferkel belebten den Stall. Ein Schwein brachte einmal 23 Stück Ferkel auf die Welt, so dass wir einen Teil mit dem «Milchfläschli» aufziehen mussten. Davon wurden 13 Stück verkauft. Die Fütterung der Schweine war meistens meine Arbeit, wobei mir viele Kameraden aus dem Dorf mithalfen, die schweren Kübel mit der Schweinekost zu tragen. Im Dorf musste ich an verschiedenen Orten Ab-

fälle holen, so bei Bäcker Motzer alle zwei Tage. Das «Fässli» nahm ich jeweils mit, wenn ich in die Schule ging. Nach der Schule trug ich das volle «Fässli», das seine 35 Liter enthielt, nach Hause. Auf dem Schulwege hatten mir einmal einige Mitschüler, die, ohne dass ich es beachtet habe, einen brennenden Frosch ins «Fässli» geworfen haben, so dass dann der Frosch mit lautem Krach im leeren «Fässli» explodierte und ich natürlich stark erschrak. Ich wurde überhaupt wegen meinem «Saufässli» viel geföppelt und erhielt im Winter manche Schneebälle, ohne dass ich mich wehren konnte.

Die Schweinezüchtereier gab uns im «Brüggli» viele Franken ein, oft mehr als das Bildhauergeschäft. Mein Vater war kein guter Kalkulator. Er meinte immer, er verlange zu viel für seine Arbeit. Mir ging es später auch nicht viel besser. Es ist allerdings zu sagen, dass unsere Kunden, die meistens Wiederverkäufer waren, nicht viel bezahlen wollten und jedenfalls mehr verdienten als wir. Einmal kam im Sommer, mein Vater war schon gestorben, eine grosse Reisegesellschaft, die im «Weissbad» gespeist hatte, in unsere Werkstatt und besichtigte auch unser Lager von Antiquitäten. Dabei kamen einige dieser hochgestellten Damen sogar in den Schweinestall, um die kleinen Ferkel zu betrachten. Die Gesellschaft kaufte dann zwei alte Holländergemälde, die wir dann an die Adresse des Käufers senden mussten. Es waren der Fürst zu Wied und seine Begleiterinnen, Prinzessinnen von Rumänien, mit Gefolge. Wir hatten damals nebst anderen auch bessere Kunden, so die Vischer-Vondermühl, von Gonzenbach, von Planta im Schloss Fürstenau, die Obersten Wildbolz, Steinbruch-Andeona, später Mettler-Specker und Specker-Sandreuter.

Daneben betrieb man im «Brüggli» auch noch einen Handel mit Fremdenartikeln, so mit Berner Oberländer Schnitzereien, Photographien, schönen Kristallen und Versteinerungen. Diese Sachen wurden in den Hotels von Weissbad, Gontenbad, Jakobsbad und auch in Heiden feilgeboten. Wir hatten einen gebrechlichen Mann als Verkäufer angestellt, dessen Frau bei uns als Kinderpflegerin funktionierte. Nebenbei war ich bei dieser Pflegerin, einer alten, nicht sehr feinen Frau gut angeschrieben. Sie hiess Frau Huber, aber alle nannten sie nur «Hansesefe». Ich gab ihr viele «Trütli» (Küsse) und sie mir manches «Zöpfli» oder «Chlausebickli». Der Handel mit diesen Fremdenartikeln brachte aber auch nicht viel ein. Mit meiner Mutter hielten wir einmal in Heiden im «Freihof» und im «Heinrichsbad» einen Stand mit solchen Artikeln. Wir brauchten drei Tage und brachten nicht einmal die Spesen heraus. Zudem wurde der Mutter ihr Hochzeitsdach (Schirm) gestohlen. Zur selben Zeit musste die Grossmutter oft, bis es im «Brüggli» langte, mit Geld beispringen.

Das Essen war trotz des Landwirtschaftsbetriebes höchst einfach. Wir sahen oft kein Fleisch auf dem Tisch. Es gab viel «Knöpfli» mit einigen «Rädli» Wurst oder «Stumpen». Im «Schäfli» musste ich fast jeden Tag Suppe holen. Da hiess es: «Gang is Schäfli für 10 Rappen Soppe ond drei Stompe.» Am Tisch waren dann Vater, Mutter, fünf Kinder und zwei bis drei Lehrjungen. Wir Kinder gingen viel zur Grossmutter, die immer etwas für uns bereithielt. Auch eine Schwester der Grossmutter, «Bäsi Franzischge» im Ibach, brachte uns gute Sachen. Vor

Weihnachten erhielten wir von dieser «Bäsi» «Chlausebickli», «Devisli» und im Sommer das Jahr hindurch gute, knusperige «Eieröhrli». Diese «Öhrli» der «Ibachfranzischge», wie man sie nannte, waren dorfbekannt.

Neben dem Vieh und den Schweinen hielten wir auch einen Hühnerhof, dann Kaninchen. Sogar eine Schneckenzucht wurde betrieben, bis eines Morgens bei der Kontrolle fast die ganze Schneckengesellschaft ausgewandert war. Im nahen Chlosbächli gab es Groppen. Nicht selten erwischten wir Buben dort eine Forelle, die wir dann nach Hause brachten. Auch den Fröschen gingen wir nach. Mit dem Vater ging es in der Nacht ins «Studenhüsli» und in die Forren ins «Carl Sutters», wo sich so genannte Teuchelrosen befanden. Ich durfte die Laterne halten, und oft musste ich dem Vater die Beine halten, wenn er sich über das Rasenbord lehnte und mit den Armen in den Teuchelrosen nach Fröschen suchte.

Das «Brüggli» war infolge seiner Vielseitigkeit der Tummelplatz von viel Jungvolk aus dem Dorf. «Buebe» und «Medle» kamen zu Haufen zu uns. Es gab für mich manchen «Chib», wenn wieder das eine oder das andere fehlte oder an einem andern Platze auch nicht zu finden war. Als Ältester musste ich oft herhalten, auch wenn ich von der ganzen angestellten Geschichte nichts wusste. Auch die vielen Obstbäume erhielten oft nächtlichen Besuch, und manchmal mussten wir erfahren, dass die Bäume halb geleert worden waren.

Als ich aus der Realschule entlassen worden war, hiess es: «Jetzt kommst du zum Vater in die Lehre.» Ich wollte zwar immer Lehrer werden, es hiess aber, das sei zu teuer für uns. In der Werkstatt waren damals noch drei Lehrbuben. Ich bekam ein kleines «Hobelbänkli», musste aber viel mehr in der Landwirtschaft helfen. Nebst dem Stall, der im «Brüggli» vorhanden war, hatten wir noch ein Gaden (Stall), ein paar Minuten vom Hause entfernt. Dort hatten wir auf einer Heubühne jeweils viele unreparierte Antiquitäten. Das Heu und die Streue kamen in dieses Gaden. Die Wiese zum «Brüggli» war vier Jucharten (d.h. 144 Aren; Anm. d. Verf.) gross, dazu gehörten zwei Streuemöser im Hüttenberg und in Jakobsbad. Die Wiese musste gedüngt werden, die Erstellung des Hages und dessen Unterhalt brachten viel Arbeit. Hinzu kam das Heuen, wobei die Lehrbuben auch mitzuhelfen hatten. Ich lernte dabei zu mähen, Heu einzutragen, überhaupt die ganzen landwirtschaftlichen Arbeiten zu verrichten. Ich musste melken, Schweine füttern und misten. Kurz alles, was ausser der Werkstatt zu tun war. Weiter Hennen füttern, Ferkel auf den Markt treiben und Vieh hüten. Das Mähen lernte ich beim alten Wagner Fässler, der mich zünftig zwischen die Beine nahm. Das Aufstehen mit der Heuburde bereitete mir am Anfang auf ebenem Boden viel Mühe, später aber trug ich schwere Burden wie die Grossen. Wir mussten z.B. die Streue vom Moos im Hüttenberg fast eine Stunde lang weit tragen. Das habe ich zwei Jahre lang hintereinander alleine gemacht. Übrigens habe ich die beiden Streuemöser allein abgemäht, was für mich als einen «Hoferbub» eine ziemliche Leistung war.

Mein Vater war damals schon kränklich und hatte ein Herzleiden. Er war ja kein Landwirt, aber sehr praktisch veranlagt und versuchte Neues einzuführen, was er etwa andernorts gesehen hatte. So hatten wir beim Heuen die ersten Heinzen

aufgestellt, was bei den vielen Bauern, die beim «Brüggli» auf und ab gingen, Anlass zu kritischen Bemerkungen gab und diese Heinzen als etwas Blödsinniges fanden. Und heute? Weiter fabrizierte der Vater neuartige «Ziegensättel», die den Ziegen angelegt wurden, dass sie nicht durch die Häge schlüpfen konnten. Auch Kunstdünger war damals bei den Bauern verpönt. In den Forren wurden damals von uns drei Brachen mit Kunstdünger gedüngt.

Was alles von den Lehrbuben in der Werkstatt und ausser derselben geleistet wurde, gäbe viel Stoff in dieses Heftchen. Eine Zeit lang beschäftigten wir damals einen Schreiner aus Berlin, der wohl ein sehr tüchtiger Arbeiter war, aber zu allen Lausbubenstücken Anlass gab. Er war viel älter als die anderen in der Boudik. Neubecker hiess er und leistete sich einmal mit mir folgenden Schabernack: Vor der Boudik war ein Raum, «Buchhütte» genannt oder Waschküche. Hier befand sich ein Pumpbrunnen, wo wir das Wasser für den Haushalt herauf pumpen mussten. An der Decke befanden sich, in die Mauerdecke eingelassen, eiserne starke Ringe. Nun kam ich einmal in die Werkstatt und hatte den Feuerwehrgurt meines Vaters angezogen. Neubecker packte mich und hängte mich mit diesem Gurt in einen der Ringe an der Decke, so dass ich bäuchlings an der Decke hängte. Neubecker verschwand, ich konnte mir nicht helfen. Als mein Vater kam, sah er mich so an der Decke oben. Ausfressen musste ich dann aber alles alleine, nicht der Neubecker. Und die Lehrbuben, die liessen einmal ihren Nebenlehrbuben Bürgi aus der obersten Kammer kopfüber zum Fenster hinaus, damit er von den schönen Birnen diejenigen herauf holen musste, die sich hauptsächlich zuoberst am Birnbaum befanden. Wenn es etwas bei den Lehrbuben zu reklamieren gab, so sagte der Vater zur Mutter: «Sage es du.» Deshalb musste sie dann immer die Böse sein.

Überhaupt half die Mutter viel in der Werkstatt mit, namentlich beim Beizen und Wachsen der Möbel. Sie wollte immer in der Nähe ihres Mannes sein. Sie hatte zu ihm ein ausgezeichnetes Verhältnis. Es gab eigentlich nie familiäre Zwistigkeiten, als eben sich die Mutter der Züchtigung der Kinder anzunehmen hatte, was auch hie und da geschehen musste. Mein Vater war im ganzen Dorf beliebt als ein stiller und leutseliger Mann. Er konnte aber auch gut spassen und war in seiner Jugend sehr stark. Er war auch Mitglied der «Harmonie»-Musik. Als er einmal aus einer Probe spät heim kam, fing seine Frau zu schimpfen an. Der Vater nahm dann sein Notenheft, stellte es auf die Kommode und fing zu blasen an. So lange die Mutter schimpfte, so lange blies der Vater auf der Trompete. In seinen letzten Lebensjahren zog sich der Vater ganz zurück. Er ging am Sonntag in die Kirche und dann zu seiner Schwester, Frau Dr. Sutter, in das «Schloss» oder zu seinem Bruder Hermann, der von Beruf Uhrenmacher war. Heim gekommen zog er seine Werktagskleider an, ging in den Stall oder zeichnete in der Boudik. Gesellige Anlässe wurden damals nie mehr besucht. Im Jahre 1895 wurde seine Herzkrankheit akuter, er ging etwas spazieren, spielte auf seinem Tafelklavier, das er vor einigen Jahren noch erworben hatte, liess sich sogar noch Klavierstunden geben, spielte hie und da mit seiner Concertina und schaute in der Boudik nach. Am 22. August 1896 starb mein Vater plötzlich in der Nacht,



Das Haus «Brüggli» an der alten Weissbadstrasse oder am Anfang der Haggengasse, wie man früher auch sagte. Hier spielte sich ein grosser Teil des Lebens von Wilhelm Bischofberger ab. Um 1900.

und es waren bei der Mutter noch sechs Kinder, wobei Albert damals erst zwei Jahre alt war. Was sollte nun geschehen mit dem Geschäft und dem «Brüggli»? Ich war damals 17 Jahre alt.

Zuerst möchte ich aber noch einiges von der Grossmutter berichten. Sie kam alle Tage zu uns oder wir Kinder zu ihr. An Weihnachten konnte sie den Heiligen Abend nicht erwarten, schon am Morgen früh durften wir Ältere zu ihr hinübergehen. Sie wohnte doch gerade gegenüber von uns, nämlich dort wo heute die Garage «Baumann» steht. Ganze Zeinen voll Sachen, namentlich Kleider und auch Spielsachen, bekamen wir von der Grossmutter. Am Heiligtage ass dann die ganze Familie bei der Grossmutter. Schon zwei Tage vor Weihnachten ging es bei ihr in der Küche los, wir rochen schon die Räben und das «Schwinis». Dazu gab es Braten, Bratwürste für die Kleinen, Gemüse aller Art und selbstverständlich ganze Platten voll von «Öhri». Auf der Kommode standen zwei bis drei «Chlausezüg» mit Fraurotacher-Äpfeln, die alle schön glänzten. Auf jedem «Chlausezüg» hatte es schöne «Devisli», die schönsten «Chlausebickli» vom «Mäti», Eirringle und Biberfladen. Die «Chlausezüg» wurden schon am Tag vor Weihnachten von der Grossmutter und ihren Hausgenossen in stundenlanger Ar-

beit gemacht. Die Grossmutter betrieb früher einen Spezereiladen, weshalb wir im «Lädeli» viel zu Gast waren, obschon der Laden nicht mehr betrieben wurde. Doch befanden sich in den Schubladen unter anderem aber noch Überreste von Kandiszucker und Zuckerkastanien, an denen wir uns dann gütlich taten. Die Grossmutter ging alle Sonntage in den Hauptgottesdienst, kam dann aber nicht heim zum Essen, sondern ging in das «Schiffli» oder in die «Traube». Wie viele Male holte ich sie dort ab, durfte dann auch mit ihr in das Wirtshaus gehen und bekam dann regelmässig meine Bratwurst. Im Alter von 79 Jahren musste der Grossmutter unter dem Knie ein Bein abgenommen werden. Sie erhielt eine Prothese und lebte dann noch fast zehn Jahre lang. Allerdings hatte sie damals oft grosse Schmerzen, doch war sie immer die gleich gütige Frau und hatte die grösste Freude an ihren Urgrosskindern Willi und Theres.

Noch etwas über die Weissbadstrasse. Bei Zuckerbäcker Dörig, «Mätis» genannt, waren wir viel zu Gast in der Backstube. Nebenan, in einem alten schwarzen Hause bei der Säge, war noch das «Chröml-Lädeli bim Babesefeli». Dort erhielten wir für fünf Rappen 40 Stück «Sandbölleli» (Bonbons), zwei Zigarren kosteten auch fünf Rappen. Oft war das ganze Häuschen voll von Kindern. Die Grösseren rauchten im «Stübli» ihre feinen Zigarren, um dann plötzlich im Gesicht bleich und weiss hinaus zu stürmen und der nahen Sitter den Tribut zu zollen. In der «Dorfsäge» war das Stelldichein der Dorfjugend. Mit dem Rollwagen wurden kleine Sonntagsfahrten gemacht. Im Spezereiladen «Brandershanstonelis», im Milchladen bei «Grofes de Gross» (Schlosser Deutsche), bei «Dächlimacher» Zeller und bei Sattler Fässler, einem alten Original, waren wir gute Kunden.

In der heutigen «Konzerthalle» war damals eine Stickfabrik mit zirka 30 Maschinen untergebracht. Dort suchte ich täglich meinen besten Freund Emil Wehrli auf und half ihm viel beim Fädeln mit. Im nahen Gringel mussten unsere Sennen jeweils käsen. Wir Kinder waren oft dabei und bekamen dann Schotte. Wo heute die Häuser «Krönliseff», «Emil Breitenmoser», «Buchmann» und «Glaser Inauen, Vater» stehen, war damals alles noch Wiese. Der Strasse entlang standen schöne Bäume.

Weiter oben gab es damals verschiedene Originale von Menschen, so die «Höttlerssepha», eine Feilträgerin, die auch eine kleine Metzgerei betrieb, das «Allerbubemädeli», eine kleine Jungfer, die alle anlachte, der Geiger Signer, «Dotsch», und der Geiger «Badisteaugust». Im Hause «Laimbacher» wurde eine Ziegelei betrieben, wo wir Buben im ganzen Hause herumsprangen und Lehm stibitzten, um damit Allotria zu treiben. Bei Krämer Fuchsle gab es schon «Zuckerbölleli», wenn man nur für zehn Rappen einen Pack Zündhölzer holen durfte. Anno 1886 wurden die Häuser «Krönliseff» und «Emil Breitenmoser» wie auch weitere gebaut. Im Hause «Krönliseff» gab es dann eine Wirtschaft («Zum Gotthard»). Ein Italiener namens Sampietro betrieb das Wirtshaus, es verkehrten dort viele Italiener.

Bei uns im «Brüggli» gab es dann eine grössere Änderung. Die Mutter erhielt zwei Verwandte als Beistände, die ihr den Rat erteilten, das «Brüggli» zu verkaufen: Es passe für uns nicht, wir Kinder seien nicht geeignet für die Land-

wirtschaft und für das Geschäft könne man dann in das Haus der Grossmutter ziehen. Hätten wir das «Brüggli» behalten, so hätten wir in kurzen Jahren infolge Bahnbau und Verkaufs von weiterem Boden fast gratis im «Brüggli» wohnen können. Das «Brüggli» wurde «am 18. Februar 1897» verkauft, der untere Teil mit Boden bis zur «Linde» am Böhl mit dem grossen Haus für Fr. 23 000.– an «alt Bezirksrichter und Stickereifabrikant Franz» Enzler-Graf und der obere Teil für Fr. 19 000.– an Schreiner «Josef Anton» Schürpf. Je ein Moos in Gonten wurde den beiden Käufern zugeschlagen. Dann begann der Umzug zur Grossmutter. Das war eine heillos schwierige Arbeit, bis das ganze «Brüggli» geleert war. Der Umzug dauerte einige Wochen. Die Werkstatt wurde im ehemaligen Spezereila-den eingerichtet, die Altertümer kamen in den angebauten Stadel. Die Lehrlinge waren inzwischen ausgebildet, so dass noch Bürgi, der als Geselle arbeitete, Albert Eberle und ich wie auch der Schreiner in das andere Haus übersiedelten. Für mich hiess es dann, nach Zürich in die Kunstgewerbeschule zu gehen. Diese Schule war damals, wie ich später erst erfuhr, nicht gut geführt. Das Landesmuseum, in dem die Schule untergebracht war, war damals noch nicht ganz fertig, so dass wir in der Bildhauerei für das Landesmuseum vielerlei Arbeiten zu machen hatten. Immer die gleiche Arbeiten, meistens gotische Friese machen wie auch Masswerk flicken und neu schnitzen. Für mich wäre es wohl besser gewesen, als wenn ich in eine richtige Bildhauerlehre geschickt worden wäre. In Zürich blieb ich ein Jahr respektive zwei Semester lang, wogegen vier Jahre respektive acht Semester vorgeschrieben waren.

Ich ging dann im März 1898 nach Hause und kam dort in die Werkstatt. Wir hatten nicht immer bestellte Arbeit, sondern mussten hie und da ohne Bestellung neue Sachen erstellen. Vielfach musste die Ware zu billig verkauft werden, so dass wir mit Schaden arbeiten mussten. Ich entschloss mich, in die Fremde zu gehen, obschon ich eigentlich gar nicht ausgebildet hatte. Ich hoffte damals, dort noch etwas zu lernen. Eines Abends packte ich dann zunftmässig meinen «Berliner» (Schnürbeutel aus schwarzem Wachstuch mit schwarzgrünen Traggurten; Anm. d. Verf.). Vom Estrich holte ich ein grosses Wachstuch. Darin wurde verpackt, was ein richtiger Handwerksbursche, auch «Kunde» genannt, brauchte: ein Hemd, zwei Paar Socken, zwei Nastücher, weiter eine kleine Büchse Schuhwischse, eine Schuhbürste, dann Bildhauerwerkzeug samt Schlegel, Zirkel und Bleistift. Das Ganze wog nur einige Pfund. Die Mutter gab mir zwanzig Franken, das sollte für eine solche Reise langgen. Mit meiner späteren Frau, der «Murer Fässlers Theres», hatte ich gerade vor einigen Wochen ein Liebesverhältnis begonnen. Theres sah es nicht gern, dass ich fortging. Doch gab sie mir zum Abschied auch noch zwei Fünfliber. Ihre Mutter habe gesagt, dass ich doch nicht allzu viel von zu Hause bekommen werde.

Als Mitglied des Gesellenvereins erhielt ich ein Wanderbüchlein. Auf der Kanzlei holte ich den Heimatschein. Die Reise konnte nun losgehen. Als erstes Ziel war Winterthur vorgesehen, wo ich bei W. Bickle, Fournierhandlung, um Arbeit ansprechen wollte. Mit der Bahn fuhr ich bis Gossau, dann begann das «Tippeln»



(Wandern; Anm. d. Verf.). Es war schon ein ordentlich langes Stück für den ersten Tag der Walz. Müde kam ich spätabends nach Winterthur, wo ich im Gesellenverein das erste Gratis-Nachtquartier bezog. Mein Freund Jakob Schläpfer war nicht wenig erstaunt, mich unter den zugereisten Handwerksburschen zu finden. Am anderen Tag begab ich mich etwas schweren Herzens in die Firma Bickle, die uns zu Hause mit Fournieren belieferte. Der junge Bickle erkannte mich sofort, da er als Reisender oft zu uns gekommen war, erklärte mir aber, dass ihr Geschäft keine Bildhauer mehr beschäftige. Also ging es weiter Zürich zu. Ich hatte mir vorgenommen, wenn möglich alleine zu reisen und mich nicht jedem «Kunden» anzuschliessen.

In Zürich übernachtete ich im Gesellenhaus «Wolfbach», wo ich auch einen guten Abendimbiss und ein Morgenessen bekam. Wie war ich froh, Mitglied des Gesellenvereins zu sein. In Zürich galt mein erster Besuch der Bildhauerwerkstätte im Landesmuseum, d.h. der Kunstgewerbeschule. Dort traf ich meine früheren Schulkollegen, die mir ganz schlechte Aussichten machten, hier als Bildhauer Arbeit zu finden. Sie gaben mir einige Adressen an, wohin ich mich wenden könnte. Überall wurde geklagt, selbst nicht genügend Arbeit zu haben.

Mit dem ersten Morgenzug fuhr ich nach Baden. Von hier wandte ich mich Basel zu. Schon auf dieser langen Strecke bis Basel dachte ich öfters: «Du hättest es daheim doch schöner.» In drei Basler Geschäften hielt ich Umschau nach Arbeit, fand aber nichts. Am anderen Tag besuchte ich im Elsass in St-Louis einen Bruder meiner Theres. In Basel musste ich für Übernachten, Nacht- und Morgenessen einen Betrag von Fr. 4.50 bezahlen, so dass mein Geld schon zu schwinden begann. Der Bruder meiner Theres gab mir für meine Reise verschiedene Ratschläge, weiter hatte er nichts für mich übrig. Weiter ging es nach Liestal, wo ich abends ziemlich spät einrückte. Um keine Auslagen zu machen, übernachtete ich dort nicht, sondern machte mich nachts auf den Weg über den Hauenstein. Es war eine helle Nacht, so konnte ich mich an den Strassen genau orientieren.

In Olten kam ich morgens um acht Uhr an, wo ich in einer Metzgerei eine Wurst und in einer Bäckerei zwei «Bürli» erstand. Bildhauergeschäfte gab es hier sehr wenige, so dass ich nicht Umschau halten konnte. Meine dreissig Franken waren bald aufgebraucht, da ich für das Mittagessen selbst aufzukommen hatte. Auf der Strecke von Olten bis Langenthal brannte die Sonne so auf meinen Rücken, dass das Wachstum des «Berliners» ganz weich wurde und da und dort abzubröckeln begann, so dass kleine Lücken entstanden. Da ich auch immer mit Fusschweiss zu kämpfen hatte, war ich froh, in Langenthal beim Polizeiposten eine Unterkunft zu finden. In Ortschaften, wo keine Gesellenvereine vorhanden waren, nahm ich jeweils mit dem «Ortsgeschenk» vorlieb. Dort war es aber in Bezug auf Essen und Logis nicht so gut wie im Gesellenverein. Als Abendessen wurde von der Frau des Polizisten eine grosse Tasse Kaffee und ein Stück Brot dargeboten. Wenn man wie ich Hunger hatte, ein fürstliches Essen. Als Unterkunft beliebte ein Marktschopf mit einer langen «Pritsche» mit Strohsäcken und einem Teppich. Die Lagerstätte durfte aber erst nach dem Essen um acht Uhr bezogen

werden. Weil ich todmüde war, legte ich mich sofort nach meiner Ankunft auf den Strohsack, was mir vom Polizisten, der am Abend mit drei weiteren «Kunden» einrückte, ein scharfes Donnerwetter eintrug.

Die drei Neueingerückten waren ganz richtige «Kunden», ein Metzger aus Ungarn, ein Schreiner aus Sachsen und ein lustiger Buchbinder aus dem Elsass. Alle drei und ich hatten als Reiseziel Bern. So schloss ich mich am Morgen diesen drei Burschen, die ein gutes Stück älter als ich waren, an. Diese drei «Kunden» machten mich vorerst darauf aufmerksam, an einem Tag nur so weit zu gehen, bis eine gute Verpflegungsstation zu finden sei. Das war Burgdorf. Auf dem Wege nach Burgdorf wurde den ganzen Tag nur langsam marschiert. An den Wegrändern wurde Halt gemacht und aus den Erlebnissen einander erzählt. Es gab auch hier viel «Kundenlatein» zu hören, es stimmte wohl nicht immer alles mit der Wahrheit überein. Ich merkte bald, dass diese drei Leute ganz gerissene «Kunden» waren, und dachte, diese Gesellschaft so bald wie möglich abzuschütteln. Hie und da wurde ein Pfeifchen angezündet. Da bei allen der Tabak ausgegangen war, behelfen wir uns mit dürrer Laub und Tabakresten. Meine Kollegen waren damit ganz vergnügt. Am Abend machten wir in Burgdorf Quartier im Krankenhaus, wo wir besseres Essen als in Langenthal erhielten. Es bestand indessen aus Überresten der Patienten des Spitals.

Als nächste Etappe ging es am Tag darauf nach Bern. Erneut nahmen wir in einem Bürgerspital Quartier. Vor dem Einzug in diese «geheiligten Hallen» gab es durch den Herbergsvater eine scharfe Kontrolle. Die Berliner durften nicht in das Schlaf- und Essgemach mitgenommen werden, ebenso die Schuhe. Man musste sich vorerst ganz ausziehen, wobei das Hemd kontrolliert wurde auf gewisses kleines Ungeziefer, das dann bei «Kunden» nicht selten aufgedeckt werden sollte. Hierauf bezog man seinen Platz auf der langen Pritsche, die an diesem Abend 32 Mann beherbergen sollte. Wir erhielten eine währschafte Suppe mit Brot. Nach dem Nachtessen kam dann ein protestantischer Pastor, las aus der Bibel vor und hielt eine kleine Predigt, die von einigen «Kunden» mit schlechten Witzen apostrophiert wurde.

Am nächsten Morgen kamen zwei Polizisten in das Quartier und kontrollierten die Ausweispapiere. Oh Schreck, ich und meine Kollegen von gestern wurden in das Büro abgeführt. Ich wusste nicht warum. Es gab dort ein Verhör. Denn dem Schreiner aus Sachsen waren aus seinem Kittel mehr als zwanzig Franken gestohlen worden, trotzdem er das Geld eingenäht hatte. Es stellte sich dann heraus, dass der Metzger aus Ungarn das Geld gestohlen hatte, da der Geschädigte es ihm vor einigen Tagen anvertraut hatte, dass er noch Geld auf sich habe.

Ich nahm Abschied vom Quartier und besuchte eine Familie Schönenberger, die damals in Bern wohnte. Ich wurde gut aufgenommen und machte sogar noch mit der Familie einen Ausflug auf den Gurten. Weiter ging es gegen Interlaken. Dort stattete ich meinem Schulkollegen Johann Baptist Klarer, Bächser, einen Besuch ab. Die Eindrücke von der Berner Landschaft sind mir in guter Erinnerung geblieben, obschon man auf der Walz ziemlich fast stumpfsinnig davon marschier-

te und sich wenig um schöne Landschaftsbilder kümmerte. Von Interlaken aus traf sich alsbald ein ganzes Trüppchen «Kunden», fast alles Schweizer, darunter auch einige junge Burschen wie ich. Von Meiringen aus wurde der Brünig in Angriff genommen. Bald wurde es Nacht, und immer wurde weiter «getippelt», weil keine Herbergsstation zu erreichen war. In Lungern wurde Halt gemacht, und der Trupp suchte sich eine Unterkunft. Ein grosser Heuschober wurde ausfindig gemacht, wo wir uns, neun Mann an der Zahl, hineinnisteten und den Morgen erwarteten. Es war ziemlich kalt und der Schlaf wollte nicht recht kommen. Früh um vier Uhr ging ich mit zwei jungen Kollegen los gegen Sarnen, wo wir im See ein Bad nahmen. Auch das Hemd und die Socken wurden gewaschen, auf Steinen zum Trocknen ausgebreitet und nachher an den «Berliner» gehängt. Dem Vierwaldstättersee entlang marschierten wir Luzern zu, wo ich und ein Kamerad, der auch Mitglied des Gesellenvereins war, im «Union» ein gutes Zimmer beziehen konnten und abends wie auch morgens gut bewirtet wurden. Eine Verwandte meines Schatzes betrieb in Luzern ein Stickereigeschäft, wo auch eine Schwester von Theres in Stellung war. Dort stattete ich dieser selbstverständlich einen Besuch ab, was ich nicht zu bereuen hatte. In Luzern erhielt ich etwas Geld und fuhr nach St. Gallen. Vorher hatte ich aber noch Theres benachrichtigt.

An einem Sonntag kam Theres mit strahlenden Augen und angetan im schönsten Trachtengewand nach St. Gallen. Sofort steckte sie mir Geld zu. Wir spazierten nach St. Peter und Paul und hatten einander viel zu erzählen. In der «Schmidstube» nahmen wir das Abendessen ein, beide je eine Portion Gulasch, wobei ich die zwei Portionen fast alleine verzehrte. Der Abschied am kleinen Bahnhof der Gaiserbahn ging schwer von sich.

Mit zwei kleinen Goldstücken in der Tasche, dann einigen Silberfranken, die mir Theres überbrachte, trat ich den Weg nach Deutschland an. Bis Rorschach per Bahn, weiter mit dem Schiff nach Lindau und dann begann der lange «Tippel» zu Fuss nach München. Zum Glück hatte ich immer gutes Wetter. Die Bauern hatten schöne Tage. Überall war man mit der Heuernte beschäftigt. In Kaufbeuren, Kempten, Immenstadt und Buchloe wurde Station gemacht. München war das Ziel meiner Reise. Hier blieb ich acht Tage lang, bis ich mein ganzes Geld aufgebraucht habe. Die Museen in München wurden besucht, was für mich ein grosses Ereignis war.

Von München aus ging es mit drei Kameraden, zwei Tschechen und einem Österreicher, weiter. Augsburg, Ulm, Göppingen und Ebingen waren weitere Stationen. In Stuttgart bekam ich einige Tage Arbeit in einer Barometerfabrik. In dieser Zeit waren in diesen Gegenden die grossen Kaisermanöver. Von den Soldaten erhielten wir viele Male etwas zu essen und zu rauchen. Die Kaiserparade in Cannstatt war nach altem deutschem Muster grossartig aufgezogen.

Auf der Strecke von München nach Stuttgart produzierten wir vier «Kunden» in verschiedenen kleinen Ortschaften am Abend in den Wirtschaften. Zwei Kameraden hatten Zittern bei sich, ein anderer ein Piston. Ich sang Schweizer Lieder oder Couplets. Dabei ging ich mit einem Teller von Tisch zu Tisch, um eini-

ge Pfennige einzuziehen. Essen und Trinken gab es gratis vom Wirt. Das Geld verteilten wir brüderlich untereinander. Wir hatten ein «Herrebuebe»-Leben. In Stuttgart trennten wir uns. Ich begab mich nach Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg und landete dann in Heilbronn. In München, Stuttgart und Karlsruhe besuchte ich die Schweizer Konsulate, wo ich jeweils je zwei bis drei Mark Unterstützung erhielt.

In Heilbronn wurde ich bei Ignaz Dörig, der sein Milchgeschäft gerade an Josef Anton Fuster abgetreten hatte, gütig aufgenommen. Fuster verlegte das Geschäft in die Stadt, wobei ich beim Umzug mithalf. Da mir das Umherziehen verleidet war, übernahm ich bei Fuster das «Amt» eines Milchführers: Täglich fuhr ich mit einem Handwagen mit der Aufschrift «Kontrollierte Schweizermilch», die aber nie kontrolliert wurde, in die Stadt und brachte den Kunden Kindermilch, die in Flaschen abgefüllt war. Bald war der neue «Schweizer» stadtkundig. Mit Polizei und Briefträgern wurde ich bald bekannt. Bei meinen Kunden sprach ich viel über die schöne Schweiz und auch über meine persönlichen Verhältnisse. Wir hatten für unsere Kindermilch viele reiche und bessere Kunden, wobei ich oft mit einer Frau Doktor, einer Frau Professor oder einer Frau Direktor ins Gespräch kam. Von diesen Kunden erhielt ich zu Weihnachten Extra-Geschenke, so Krawatten und Schleifen. Wir bekamen zu dieser Zeit im Stall die Maul- und Klauenseuche, was für mich sehr viel Arbeit brachte. So ging es dann bis Ende Februar. Der Milchbursche in Heilbronn nahm Abschied, und heim ging es dann per Bahn. Dies war mein ganzer Auslandsaufenthalt, der mir nichts nützte, als dass ich fast ein Jahr älter geworden bin.

Daheim kam ich wieder in die Werkstatt. Inzwischen hatten wir neue Kundschaft erhalten. Ein Antiquar aus Frauenfeld schickte uns alte Möbel, die zu reparieren waren. Arbeit war vorhanden, aber immer zu gedrückten Preisen. Im Frühling musste ich in die Rekrutenschule einrücken. Ich tat nicht ungern Militärdienst. Im Schiessen war ich an vorderster Stelle, bis es zum Hauptschiessen kam, wo ich, von bitterstem Pech verfolgt, das Schützenabzeichen verscherzte. Im Herbst rückte ich zum Wiederholungskurs ein, verbunden mit grossem Truppenzusammenzug, dem so genannten Hungerfeldzug. Im Polytechnikum Zürich bezogen wir damals Kantonement, nachdem die grosse bekannte «Schlacht» an der Forch geschlagen worden war. Nach beendetem Wiederholungskurs rückte ich in die Unteroffizierschule ein. Mein Gehörleiden schien wieder akut zu werden, hatte ich doch während des Besuchs der Realschule ein halbes Jahr lang jeden Samstag nach St. Gallen zum Ohrenarzt zu gehen. Nach 13 Tagen Unteroffiziersschule musste ich mich bei einem Spezialarzt stellen und wurde dann nach Hause entlassen, vor die Untersuchungskommission gewiesen und dann dem Landsturm zugeteilt. Damit war meine militärische Karriere, wie ich glaubte, abgeschlossen.

Inzwischen war ich 21 Jahre alt geworden und ging zu Theres in die «Spini». Bald wurde daheim gesprochen, was ich einmal anfangen sollte. Im Jahre 1902 verlobte ich mich am Neujahrstag mit Theres. Auch Anton Neff feierte damals gleichzeitig mit Marie Fässler Verlobung.

Im Hause der Grossmutter war natürlich kein Platz für eine weitere Familie, waren doch Mutter, Grossmutter, drei Knaben und die Schwester noch zu Hause. Man entschloss sich darum, ein Haus zu bauen. Zuerst musste beim Chlosbächli vis-à-vis vom «Freihof» eine hohe Mauer erstellt werden, die im März begonnen wurde. Sofort wurde auch der Bau des Hauses in Angriff genommen. Der Schwiegervater übernahm selbstverständlich die Maurerarbeiten, während Baumeister Sutter, Oberbad, die Zimmer- und Schreinerarbeiten übernahm. Ich hatte während der Bauzeit selbstverständlich viel Interesse, dass die Sache beschleunigt wurde, da zur gleichen Zeit vom Schwiegervater das Armenhaus erstellt wurde. Wer hätte damals geglaubt, dass ich später dort oben im Armenhaus etwas mitzusprechen hatte. Im Frühling gab es dann bei «Murer Fässler» ein Hochzeitsfest um das andere. Zuerst heiratete Lena mit Dr. Armin Sutter, dann Anna mit Carl Müller und Marie mit Anton Neff.

Im Oktober endlich war der Neubau so ziemlich fertig erstellt. So konnte auch ich an das Heiraten denken. Von der Finanzierung des Baues möchte ich erwähnen: Der Boden wurde mir von der Grossmutter gratis abgetreten. Dann erhielt ich ebenfalls von der Grossmutter einen Betrag von Fr. 5 000.– in bar ausbezahlt. Nach Fertigstellung des Baues liess ich für Fr. 15 000.– Hypotheken erstellen. An den Schwiegervater schuldete ich dann noch Fr. 3 000.–. Der Bau kam auf Fr. 23 000.– zu stehen. Von den Fr. 5 000.–, die ich von der Grossmutter erhalten hatte, wurde für mich noch einiges an Hausgerät und Wäsche gekauft und etwas für die Hochzeit an die Bestreitung der Kosten gelegt. Als wir von der Hochzeitsreise heim kamen, hatten wir im Haushalt zirka 200 Franken. Allerdings erhielt ich von zu Hause ohne Bezahlung Werkzeug, d.h. die Werkstatteinrichtung und was an Holz und Antiquitäten da war. Es war allerdings nicht gar viel da. Bildhauer Bürgi und ein böhmischer Schreiner waren meine Arbeiter.

Zurück aber noch zur Hochzeit. Wir wurden von Pfarrer Räss getraut. Die Musikgesellschaft und der Cäcilien-Verein verschönerten den Anlass mit ihren Weisen. Im «Löwen» wurde im engen Familienkreis das Morgenessen eingenommen. Per Kutsche ging es dann nach Rorschach. Schwager August und Schwester Mile waren Trauzeugen. In Lindau nächtigten wir. Am anderen Tag fuhren wir, das junge Ehepaar, nach München, wo wir bis Freitag blieben, also vier Tage lang. Am Samstagabend kamen wir heim in das neu erstellte Haus. Beim Zügeln der Aussteuer von Theres ist mir ein arges Missgeschick passiert, indem in der Hauptgasse beim Transport von Glas und Geschirrwaren auf einer Tragbahre ein grosser Teil der Ware über die Strasse kollerte und viele Gläser, Töpfe und Tassen in die Scherben gingen. Theres meinte dann: «Scherben bringen Glück.» Und sie haben es gebracht.

Jetzt ging das Geschäft neu auf meine Rechnung. Im Laden hatte ich Antiquitäten zu verkaufen, in der Werkstatt wurde geschreinert und geschnitzt. Die Liebhaber von antiken Sachen waren damals bei weitem nicht so zahlreich wie heutzutage. Ich musste viel für Antiquare arbeiten, die auf die Preise drückten. Wenn ich an verschiedene von mir verkaufte Antiquitäten zurückdenke, so an Zinnwaren,

Delfterplatten und Möbel, so muss ich gestehen, dass ich doch vieles zu billig verkauft habe. Als Kunden hatte ich allerdings auch mit besser situierten Leuten zu tun, so mit Specker-Gonzenbach und Mettler, St. Gallen, Vondermühl, Basel, von Planta, Domleschg, Hilty, Werdenberg, Steinbuch und Wetter, Zürich, und Chapisat, Genf. Der Antiquitätenhandel wäre zwar einträglich gewesen, dazu brauchte es aber Geld und das fehlte mir. Aus der Werkstatt war nicht viel zu holen, so dass ich manchmal nicht wusste, wie die Arbeiter zu bezahlen waren. Inzwischen vergrösserte sich auch die Familie, indem 1903 Willi und 1905 Theresli zur Welt kamen. 1911 kam Gustav zur Welt. Im Geschäft ging es ziemlich flau, ich musste viel auf Lager arbeiten und bekam für diese Arbeiten kleine Preise.

An einem Abend, es war im Jahre 1912, trat für uns eine grosse Entscheidung ein. Wir, Theres und ich, besprachen, was wir anfangen könnten, um mehr zu verdienen. Wie aus heiterem Himmel meinte Therese, eine Drogerie zu eröffnen. Ich stand der Sache sehr skeptisch gegenüber. Am anderen Morgen wurde die Sache mit den nächsten Angehörigen besprochen. Vetter Anton und «Bäsi Marie» waren damals mit einem Apotheker in Kriens gut befreundet. Kurz entschlossen, ich packte einen kleinen Koffer und begab mich nach Kriens, um bei Apotheker Stalder vorzusprechen. Herr Stalder machte mir anfangs schlechte Hoffnung. Wir gingen nach Luzern zu einigen Drogerie-Geschäften, um Umschau zu halten, ob ein solches Beginnen zu verantworten sein könnte. Überall bekamen wir abschlägigen Bescheid. Schliesslich meinte Stalder, ich könnte einmal für ein paar Tage bei ihm den Betrieb besichtigen, dann könne man später entscheiden. Kommt Zeit, kommt Rat. Ich blieb dann bei Stalders und lernte zunächst die lateinischen Benennungen der Ware. Es war wirklich schwer, auf einmal in ein ganz anderes Gebiet zu wechseln. Im Hause hatte ich noch einen Schreiner und den Bildhauer Bürgi zu beschäftigen und von Kriens aus Zeichnungen für antike Möbel herzustellen, kurz die Arbeiten zu überwachen. In Kriens war ich sehr gut



Das im «Appenzeller Volksfreund» publizierte Inserat für die Eröffnung der «Sântis-Drogerie».

aufgehoben. Der neue «Lehrbueb» soll anfangs der Frau Stalder gar nicht sonderlich imponiert haben. In kurzer Zeit fühlte ich mich dort wie daheim. Herr Stalder und seine Frau wurden meine besten Freunde. Dieser Familie habe ich sehr viel zu verdanken. Denn sie haben mir geholfen, eine neue bessere Existenz aufzubauen.

Ich blieb in Kriens nicht mehr als vier Wochen lang. Ich entschloss mich, eine Drogerie zu eröffnen. Die behördliche Bewilligung wurde mir erteilt, und so begann von Kriens aus das Bestellen der Ware. Die Ladeneinrichtung wurde in-

dessen hergestellt. An der Landsgemeinde von 1912 wurde der Laden als «Säntis-Drogerie» eröffnet. Alles ging fast blitzartig vor sich. Ein paar Tage blieb Stalder bei uns und ordnete den Laden. Theres zeigte auch sofort grosse Freude am Geschäft und war in kurzer Zeit im Laden sehr gut beschlagen. Sie verstand es ausserordentlich, mit den Kunden zu verkehren. Bald stellten sich Kunden ein, so dass wir hoffnungsvoll in die Zukunft schauen konnten.

Schon im nächsten Jahre wurde die Stelle des Lebensmittelinspektors frei, wozu ich mich meldete und auch gewählt wurde. Und wieder ging es für mich in die Schule und zwar nach St. Gallen in das Kantonale Laboratorium, wo ich in Herrn Dr. Ambühl einen überaus verständnisvollen Lehrer fand. Dort hiess es zunächst, sich mit einschlägigen Gesetzesvorschriften vertraut zu machen und einfache chemische Untersuchungen kennenzulernen. Wieder etwas ganz anderes, als antike Möbel zu erstellen und zu reparieren. Dann begann nebst der Drogerie



Das Logo der «Säntis-Drogerie», in Betrieb von 1912-96.

die Arbeit als Lebensmittelinspektor, was mir eine zusätzliche Einnahme von jährlich Fr. 2000.– verschaffte. Wenn ich heute an die Jahre 1912 und 1913 zurückdenke, so muss ich mir immer sagen, wie hast du das fertig gebracht. Weitere 14 Tage lang besuchte ich in Zürich einen Kurs im Chemisch-Landwirtschaftlichen Institut, zur Erlernung der einfachen Überprüfung der Futtermittel, teils mit dem Mikroskop. Das Drogerie-Geschäft liess sich an, so dass wir nun eine Existenz errungen haben. Die drei Kinder waren unsere Freude und unser Stolz. Die Jahre gingen nun normal dahin. Theres zeigte sich dem Geschäft ganz gewachsen, so dass ich ohne

Weiteres als Inspektor auf meine Touren gehen konnte. Diese Touren brachten mich selbstverständlich überall im Lande umher. Immerhin war das Amt des Lebensmittelinspektors nicht sehr angenehm, kam man doch bei den Leuten hie und da zur falschen Zeit an und war genötigt, Klagen anzubringen und Fehlbare dem Richter zu überweisen.